



Auf der Suche nach Wang Wei

Eine Reise durch China zwischen Damals und Heute

Frank Quilitzsch

Literatur aus & über China



Frank Quilitzsch

Auf der Suche nach Wang Wei

Eine Reise durch China zwischen Damals und Heute

Für Ye Fengzhi
(1929-1997)

Inhalt

I ~ BEIJING

<i>Fahrräder im Blütenschnee</i>	7
<i>Keine Spur von Wang Wei</i>	16
<i>Wo ist Mao?</i>	20
<i>Unheimliche Begegnung</i>	25
<i>Am goldenen See</i>	29
<i>Büro mit Weitblick</i>	37
<i>Die Rückkehr der Qin</i>	43
<i>In der Fabrik der Künste</i>	48
<i>„Ohne zu zögern das Richtige tun“</i>	54
<i>Das geschmuggelte Manuskript</i>	59
<i>Aus den geheimen Aufzeichnungen des Herrn Ye (I)</i>	64

II ~ NANJING

<i>Rückkehr in eine fremde Stadt</i>	73
<i>Gegen den Zwei-Koffer-Luxus</i>	78
<i>Professor Hua lädt zum Essen in die Mensa</i>	83
<i>Aus den geheimen Aufzeichnungen des Herrn Ye (II)</i>	88
<i>Erinnern ist nicht immer Genuss</i>	92
<i>Kunde von einem verschwundenen Land</i>	99
<i>Herr Wu kann leider nicht öffnen</i>	106
<i>„Oma muss viel lernen“</i>	112
<i>Aus den geheimen Aufzeichnungen des Herrn Ye (III)</i>	116
<i>Mit Xingguo auf dem Holzweg</i>	121
<i>Auf dem Fahrrad durch Nanjing</i>	126
<i>Der kleine Liu hat sich gemausert</i>	133
<i>Aus den geheimen Aufzeichnungen des Herrn Ye (IV)</i>	138
<i>Professor Hua ist tief bewegt und hüllt sich in Schweigen</i>	145
<i>„Sind Sie Mister Actually?“</i>	149

III ~ SUZHOU

<i>Die Schrift über meinem Bett</i>	155
<i>Mit Chen Chen in der „Old Feeling Bar“</i>	161
<i>Deng Xiaopings Katze</i>	165
<i>Shen Yue fährt noch mit dem Rad</i>	171
<i>„Einmal Lehrer, immer Lehrer!“</i>	175
<i>Unterwegs im Wasserland</i>	181

IV ~ SHANGHAI

<i>Über den Wolken</i>	193
<i>Weißer Flecken der Geschichte</i>	202
<i>Aus den geheimen Aufzeichnungen des Herrn Ye (V)</i>	205
<i>Legende von Zhinü</i>	210
<i>Goethe und Schiller in Anting</i>	216
<i>Transrapid</i>	223
<i>Epilog in Stuttgart</i>	229
<i>Anmerkungen</i>	238
<i>Über den Autor</i>	239

北京

I ~ BEIJING

FAHRRÄDER IM BLÜTENSCHNEE

Der Airbus ist ein fliegendes Hotel, in dem die Gäste nach zwei Kategorien übereinander gestapelt werden: oben die Business- und Premium-Passagiere, unten, in der Economy-Class, das gemeine Volk. Ein „Upgrade“ zur Premium-Klasse sei für 350 Euro möglich, meldete der Bordfunk kurz nach dem Abheben in Frankfurt am Main. Auch wenn dafür ein hochwertigeres Menü und mehr Bewegungsfreiheit in Aussicht gestellt wurden, habe ich niemanden aufstehen und mit Sack und Pack zur Luxusklasse aufsteigen sehen. Nach zehn Stunden Non-Stop-Flug beginnt mich das Angebot zu reizen. Ich sitze neben einem dicken Armenier, dessen quellender Oberkörper mich permanent in den Gang drückt. Seine fleischigen Unterarme ruhen nicht nur wie festgeklebt auf beiden Lehnen, sondern stehen auch noch über. Womöglich ein Sumo-Ringer auf dem Weg nach Japan? Warum darf ich nicht neben einem der dünnen Chinesen sitzen, die es, je näher wir unserem Ziel kommen, kaum noch in den Polstern hält? Sie machen Arm- und Kniebeugen, trippeln vor der Toilette auf der Stelle und stehen den Stewardessen im Weg. Mein armenischer Nachbar hat offenbar noch nichts von Thrombose gehört. Während des gesamten Fluges ist er kein einziges Mal aufgestanden, er war nicht mal auf der Toilette.

„Bitte haben Sie Verständnis, dass wir Ihnen keine Meldekarten aushändigen können. Wir wurden nicht beliefert“, schnarrt es aus den Bordlautsprechern.

Auch das noch. Ich sehe mich schon vor der Passkontrolle mit dem Stift auf dem Boden knien und ratlos auf das Formular starren. Ich weiß ja nicht mal, welches Hotel ich eintragen soll, denn ich kenne es noch gar nicht.

Ein Ruck geht durch die Kabine. Wir haben auf dem Rollfeld aufgesetzt.

Wie wird mich China empfangen, nach 25 Jahren?

Der Flughafen von Beijing scheint erneuert worden zu sein. An so viel Glas und Marmor kann ich mich nicht erinnern. Die Passkontrolle findet weit draußen statt und verläuft wider Erwarten reibungslos. Auf dem Kärtchen, das man sich vom Stapel nimmt, wird keine Hoteladresse verlangt. Die Grenzbeamtin starrt lange auf den Monitor, fixiert mich kurz, stempelt und gibt mir den Pass zurück. Ich folge den anderen Passagieren zum Triebwagen, der uns von Terminal 1 zu Terminal 3 bringt, wo auch unverzüglich

die Koffer auftauchen. Als mein Gepäck durchleuchtet wird, durchzuckt mich der Gedanke an das Manuskript: Was, wenn ich meinen Koffer öffnen muss? Ganz unten, unter der Wäsche, liegen die Tonbandprotokolle des Herrn Ye. Der Professor hat mir damals in Nanjing von der „Kulturrevolution“ erzählt, was noch heute als Tabubruch gilt. Doch der Zollbeamte in seiner tadellosen Uniform gähnt nur und winkt mich durch. Dann: „Exit“. Ein bisschen komme ich mir wie beim Schaulaufen auf dem roten Teppich vor. Obwohl es gar keinen Teppich gibt. Nur eine rote Kordel. Dahinter drängen sich Leute mit Schildern, auf denen Namen stehen. Ich lese sie im Vorbeigehen der Reihe nach durch. Bei „Frank“ zucke ich kurz, doch dieser stämmige Herr mit dem Bullbeißerblick wartet zum Glück auf jemand anderen. Fast am Ende hält eine junge Frau zaghaft einen A4-Bogen mit meinem Nachnamen in die Höhe. Sie hat ein hübsches flaches Gesicht und leicht gekrauste braune Haare. Es ist Liu, eine Mitarbeiterin der Beijinger De Gruyter-Dependance.

„Willkommen in Peking“, sagt sie. „Hatten Sie eine gute Reise?“

Frau Liu ist vertretungsweise hier. Ursprünglich wollte mich meine ehemalige Studentin Shi Xingguo abholen, doch vor drei Tagen wurde sie überraschend in die Berliner Verlagszentrale bestellt. Fast wären wir uns in der Luft begegnet.

Da der Airbus mit leichter Verspätung gelandet ist, frage ich Frau Liu, wie lange sie gewartet hat. Sie lächelt schüchtern. „Nicht lange. Vielleicht eine halbe Stunde.“ Sorgfältig faltet sie das Namensblatt zusammen und verstaut es in ihrer Handtasche. Dann suchen wir den Taxistand. Die halbe Stunde nehme ich ihr nicht ab, das sagt sie bestimmt nur aus Höflichkeit. Oder herrscht im modernen China ein anderes Zeitgefühl? Für den kurzen Weg vom Flughafen in die Stadt brauchen wir drei Mal eine halbe Stunde. Die Sonne hängt blass an einem gelbgrauen Himmel, und es scheint zu schneien. Mitten im Frühlingsmonat April treiben Schwaden trockener, weißer Flocken über die in Schrittgeschwindigkeit fahrenden Autos hinweg. Die Schnellstraße – stimmt diese Bezeichnung noch? – ist von Pappeln gesäumt, die ihren Samen über ganz Beijing verstreuen. Für die Hauptstädter offenbar ein Ärgernis. Der Taxifahrer, ein quirliger, nervöser Mann in meinem Alter, fährt bei heruntergekurbelter Scheibe und wedelt, sobald wir im Stau stecken, die Pappelflocken mit der Hand wieder hinaus.

Wir stehen eigentlich permanent im Stau, zusammen mit all den anderen Taxis, Bussen und unzähligen, auf Hochglanz polierten Luxusschlitten. Kaum eines dieser großspurigen und zumeist geländegängigen Vehikel verfügt über weniger als zwei Auspuffrohre. Einige haben sogar vier. Und keines kann, trotz seiner bis zu 300 Pferdestärken, schneller als sechzig Stundenkilometer fahren. Wild hupend prescht man von einer Lücke in die andere, bis sich auch diese als Sackgasse erweist.

„Ist das hier immer so?“ frage ich den Fahrer.

„Ja, um diese Zeit immer.“

Es ist kurz vor neun, und die an der Peripherie wohnenden Leute versuchen, zur Arbeit ins Zentrum zu gelangen. Am Stadtrand seien die Wohnungen viel preiswerter, und von dem Ersparten könne man sich ein schickes Auto leisten, erklärt mir Frau Liu. Das man dann auch wirklich braucht. Selbst wenn es einem, wie jetzt, kaum etwas nützt.

Ich drehe ruckartig den Kopf. Nacheinander werden wir von drei Radfahrern überholt. Sie wirken im Pappelschneetreiben wie eine Fata Morgana. Das Gelbe in der Luft ist, wie ich schnell herausfinde, eine Mischung aus feinem Flugsand, den es damals auch gab, und Smog, den es noch nicht gab. Während die meisten Autofahrer heute gefilterte Luft atmen, vergiften sich die Fußgänger und Radfahrer an den Abgasen.

„Huazhu-Jihotel“, wiederholt Frau Liu.

Das Hotel ist neu, und der Taxifahrer kennt es nicht. Das Taxi hat auch kein Navi. Frau Liu navigiert uns mit ihrem iPhone. Sie ruft dem Fahrer zuweilen etwas zu, doch der reagiert nicht darauf. Er weigert sich, auch nur einen Blick auf das technische Wunderding in ihrer Hand zu werfen, obwohl er sicher auch gern eines hätte. Lieber hängt er sich aus dem Fenster und hält, nachdem sie ihm die Adresse genannt hat, nach Straßenschildern Ausschau. Sobald er seinen Kopf wieder eingezogen hat, flucht er wie ein Rohrspatz, weil es nicht weitergeht.

Der Pappelschnee nutzt die Pause und wirbelt fröhlich im Fond umher. Ich muss kräftig niesen.

Allergie heiße die neue chinesische Volkskrankheit, verrät mir Frau Liu. Immer mehr Menschen würden an den Atemwegen erkranken. Unser Taxifahrer löst das Pollenproblem auf seine Weise: Beim nächsten Stopp öffnet er die Wagentür, zieht hoch und spuckt aus.

Die zierliche Liu versteht alles, was ich sage, doch sie antwortet mitunter so leise, dass der Verkehrslärm ihre Worte verschluckt. Wir verlassen die so genannte Schnellstraße und fädeln uns in den Stadtverkehr ein. Der genervte Fahrer steckt sich ein Miniradio in die rechte Ohrmuschel und tröstet sich mit Popmusik.

„Ach ja, das soll ich Ihnen von Frau Shi geben. Für Ihr Handy.“

Frau Liu reicht mir ein Schächtelchen nach hinten, in dem ein chinesischer Chip liegt. Ich lege ihn ein und freue mich, dass es funktioniert.

„Damit können Sie in China kostenlos telefonieren. Frau Shi hat eine Flatrate.“

Ich überlege, wen ich mal anrufen könnte. Doch mir fällt niemand ein.

Unser Taxifahrer singt laut einen chinesischen Schlager mit. Frau Liu muss ihn zwei Mal antippen, damit er den Ohrstöpsel herauszieht.

„Jihotel“, sagt sie und zeigt auf ein links vor uns liegendes Gebäude.

„Ah.“

Der Fahrer betätigt den Blinker, schwenkt kurzerhand über den Mittelstreifen auf die Gegenfahrbahn, stoppt und setzt dann hundert Meter zurück. Komisch: Rückwärts kommt man hier schneller voran als vorwärts. Wir halten vor einem Kieshaufen. Dahinter entdecke ich den Hoteleingang. Ein Betonmischer rotiert, und zwei Arbeiter schaufeln Sand in die Trommel. An der Treppe wird noch gearbeitet, doch die Leuchtreklame funktioniert bereits. „Welcome to Jihotel“, grüßt die Fließschrift über dem Eingang. Die graublau Bambusfassade verrät Stil. Aber ist das wirklich Bambus? Ich schaue auf den Taxameter. Die anderthalbstündige Stop-and-go-Fahrt kostet 93 Yuan (etwa 15 Euro), die meine Begleiterin für mich auslegt, weil ich noch kein Geld getauscht habe. Wir steigen vorsichtig die Treppe zum Foyer hinab.

Das Hotel, das Shi Xingguo für mich gebucht hat, ist noch nicht fertig. Auch neben der Rezeption sind Handwerker fleißig am Hämmern und Sägen. „No breakfast“, bedauert die Empfangsdame. Der Frühstücksraum werde erst in den nächsten Tagen eröffnet. Dafür kann man schon die in Glasvitrinen ausgestellten Souvenirs kaufen: Reisstäbchen, Kalligraphietusche mit Pinsel und winkende, goldene Katzen. Ehe ich auf mein Zimmer darf, muss erst noch eine Kautions hinterlegt werden. Das geht mit meiner Kreditkarte nicht, so dass Frau Liu erneut für mich einspringt. Ich bekomme die Zimmernummer 8308 und will mit dem Lift in die achte Etage.

Aber es gibt nur sechs. Das Zimmer befindet sich im dritten Stock, erfahren wir, doch niemand kann uns sagen, woher die 8000 rührt.

Ich drücke die 3, doch der nagelneue Lift ruckt und zuckt nicht. Wir steigen aus und wieder ein, und selbst als Frau Liu mit ihrem zarten Zeigefinger den Knopf betätigt, passiert nichts.

Also mit dem 23-Kilo-Koffer die sechs Treppen hoch. Ich bin schon auf dem Weg, als sich die Fahrstuhltür wie von Geisterhand schließt und der Lift nach oben verschwindet.

Wir warten, bis er wieder unten ist und eine Gruppe Männer in teuren, dunklen Anzügen entlässt. Einer der Herren zeigt uns freundlicherweise, wie man den Lift mit der Hotel-Chipkarte aktiviert.

„Alles in Ordnung?“ fragt Frau Liu.

Ich ziehe die schweren Vorhänge auf, schaue kurz aufs Bett, das Platz für drei bietet, und in die geräumige Duschkabine im Bad und bin mit meiner Unterkunft zufrieden. Zur Sicherheit überlässt mir Frau Liu, bevor sie zum Verlagsbüro aufbricht, noch ihre Visitenkarte.

Als meine nette Helferin gegangen ist, blicke ich mich genauer um. Die beiden Fenster gehen auf einen Hinterhof. Graugrüne, verwitterte Hochhausfassaden, Werkstätten und Garagen. In einem der Hauseingänge ist ein weiteres, offenbar sehr billiges Hotel untergebracht, das mit strahlend roten Schriftzeichen wirbt. Die Gäste müssen auf dem Weg zur Rezeption über einen Sperrmüllhaufen klettern.

Wenigstens habe ich Internet. Ich ziehe meinen Laptop aus dem Rucksack und schließe ihn an das Hotelkabel an. Firefox funktioniert. Doch kein Google. Auch keine japanische Suchmaschine. Mit chinesischen kenne ich mich nicht aus. Als ich die Seite meines E-Mail-Anbieters aufrufe, um den Daheimgebliebenen meine Ankunft zu vermelden, werde ich aufgefordert, wegen „verdächtiger Aktivitäten“ dringend mein Passwort zu ändern.

Ich bin noch nicht lange allein, da klingelt auch schon das Telefon.

„Hallo“, sage ich.

Eine Frau redet mit sanfter Stimme in chinesischer Sprache auf mich ein.

„Pardon?“ unterbreche ich sie.

Wieder nur sanftes, säuselndes Chinesisch. Es schmeichelt meinem Ohr, doch ich verstehe kein Wort.

„Sorry, do you speak English?“ unterbreche ich die Frau erneut.

Kurze Pause, dann nur noch ein Wort, das ich, da undeutlich ausgesprochen, erst beim dritten Mal verstehe: „Massage? Massage? Massage?“

„Thank you. Not now“, erwidere ich und lege auf.

Da ich im Flugzeug neben dem Armenier kein Auge zugetan habe, strecke ich mich erst mal auf dem Bett aus. Als ich erwache, ist es später Nachmittag. Mir knurrt der Magen, und ich beschließe, die unmittelbare Umgebung zu erkunden und an einem Bankautomaten Geld abzuheben.

Um mich in Schwung zu bringen, laufe ich die Treppen hinunter. Leider ist die Tür zum Foyer abgeschlossen, so dass ich wieder ein Stockwerk hinauf muss, um von dort mit dem Lift ins Erdgeschoss zu fahren. Die verschlossene Tür im Fluchtbereich macht mir Sorgen. Ich stelle mir vor, wie bei einem Hotelbrand die Gäste panisch daran rütteln.

Die Handwerker bauen noch weitere Vitrinen und haben ihre Stromkabel quer durchs Foyer gelegt. An der Rezeption spricht niemand Englisch, man kann mir aber zumindest den Standort des Hotels auf der Karte zeigen.

Allerdings ist die Karte auch nur auf Chinesisch.

Beim Verlassen des Hotels muss ich dicht an der Wand entlang, um nicht in den nassen Estrich zu treten. Die Sonne steht tief, und der vermeintliche Bambus an der Fassade erweist sich jetzt deutlich als ein billiges Plastikimitat. Ich gehe über den Parkplatz zur breiten, immer noch stark frequentierten Hauptstraße. Das Hotel befindet sich in der Altstadt, nahe dem Zentrum, hat mir Shi Xingguo geschrieben. Ich weiß nicht, was man in der 21-Millionen-Metropole Beijing unter „nah“ versteht, aber die beiden Hochhaus-Bau-ruinen gegenüber werden wohl noch nicht zur Altstadt gezählt. Ich laufe hinter einem Bretterzaun entlang, weil ich mich da sicherer fühle, bis zur nächsten Ampelkreuzung und fingere meine Kamera aus dem Rucksack. Ich bin seit zehn Stunden wieder in China und habe noch kein einziges Foto gemacht! Mein erstes Motiv ist ein rundes Verkehrsschild mit Fahrradsymbol. Es gibt in Beijing tatsächlich noch Radwege, selbst im Zentrum. Doch sie sind geschrumpft. Vor 25 Jahren fuhren hier fast nur Fahrräder. Heute fahren fast nur noch Autos. Ich warte fünf Minuten, bis ich den ersten Radfahrer vor die Linse bekomme. Dann folgen gleich zwei und ein Dreirad-Moped hintereinander.

Es „schneit“ noch immer. Der Wind weht die Flocken durch die Luft, und sie



Das Fahrrad hat noch nicht ausgedient

sammeln sich in bauschigen Wölkchen vor den Hauseingängen und Geschäften. An einer Boutique bleibe ich stehen und schaue zu, wie die Verkäuferinnen auf jede nur erdenkliche Art versuchen, den Blütenschnee zu vernichten. Erst wird er mit dem Besen, dann mit Wasser und schließlich mit Feuer bekämpft. Ich kann es kaum glauben: Pappelsamen brennt! Eine der jungen Frauen in Minirock und mit extrem hochhackigen Schuhen macht sich einen Spaß daraus. Sie geht in die Hocke und zündet die weißen Wölkchen mit ihrem Feuerzeug an. Erst lodern diese hell auf, um dann mit leisem Knistern zu verpuffen. In einem Einkaufszentrum spuckt der Bankautomat chinesische Geldscheine für mich aus: rote, grüne und blaue, alle zeigen den Revolutionsführer Mao Zedong. Im nächsten Supermarkt tausche ich einen blauen Mao, die 10-Yuan-Note (etwa 1,5 Euro), gegen eine Halbliterflasche Wasser ein und bekomme eine Handvoll Münzen wieder heraus.

Drei blaue Maos und ein paar Silberlinge kostet die schmackhafte Nudelsuppe, die ich in einem Schnellrestaurant zu mir nehme. In der unter Dampf stehenden Garküche hat niemand Zeit zur Pappelschneevernichtung, hier schweben die Flocken munter über die Tische hinweg, ohne dass sich jemand daran stört.

Ich mache mich zu Fuß auf den Weg in die Altstadt und folge eine Stunde lang der breiten, von Autos verstopften Straße – ich glaube, es ist der dritte „Ring“ – nach Süden, doch die Häuser werden nicht kleiner. Die Filialen der wichtigsten chinesischen Banken haben sich zwischen die Wohnblöcke gedrängt, da blieb wohl kein Platz mehr für Läden, Werkstätten und gemütliche Cafés. Wenigstens laufe ich durch gepflegte Parkanlagen auf federndem Kunststoffboden wie im Olympiastadion; man muss die Wege nicht mehr harken, aber es sind immer Arbeiter mit Bewässern und Beschneiden der zum Glück noch echten Pflanzen beschäftigt. Alte Leute sitzen zwischen Jasmin- und Rhododendron-Büschen auf der Bank und genießen schweigend die städtische Blütenpracht.

Ich frage einen jungen Mann, wie man zu Fuß zum Tiananmen-Platz kommt. Er schaut erst in die eine, dann in die andere Richtung und schüttelt den Kopf. Nein, das sei viel zu weit. Da müsse man die Metro nehmen. Eine Weile folge ich einer watschelnden Frau in einem grün-weiß-karierten Kleid. Sie ist vielleicht siebzig Jahre alt und hat eine Einkaufstasche über der Schulter, aus der die schrillen Töne einer Pekingoper schallen. Niemand außer mir nimmt von ihr Notiz. Man telefoniert, starrt auf sein



Rushhour in Beijing

iPhone, lacht laut und unterhält sich. Wenig später stehe ich vor dem Metro-Eingang und staune über die Unmassen von Fahrrädern, die dort abgestellt sind. Irgendwann müssen deren Besitzer doch hergeradelt sein. Gibt es hier womöglich auch eine Radfahrer-Rushhour?

Ich mache ein paar Fotos und kehre um. In der Dämmerung verdichtet sich der Verkehr auf der zwölfspurigen Straße zu einer Sinfonie aus Scheinwerfern und Bremslichtern. Dahinter verschmelzen Funktürme und Hochhäuser mit dem chromfarbenen Abendhimmel. Mehrmals muss ich mich nach dem Überqueren einer Kreuzung im Zickzack durch ein Gewirr von Metallgeländern fädeln – ein Personen-Leitsystem, wie man es sonst nur auf Flughäfen findet. Früher hat man in China auf diese Weise böse Geister gestoppt, heute braucht man es, um dem Ansturm der immer noch wachsenden Menschenmassen Herr zu werden.

Schon von weitem sehe ich die dunklen Silhouetten der Bauruinen, dann grüßt mich die Fließschrift des Jihotels. Der Estrich ist noch nicht trocken, und man hat weiß-rotes Absperrband quer durchs Foyer gezogen. Im Zimmer fahre ich den Laptop hoch, um in meinen E-Mail-Ordner zu schauen. Abermals muss ich das Passwort ändern. Liest etwa jemand mit? Mein Blick bleibt am Koffer hängen. Nach kurzer Überlegung ziehe ich das Manuskript unter den noch nicht ausgepackten Sachen hervor und verstaue es im Rucksack, wo schon mein Tagebuch von 1990 steckt. Vielleicht ist es besser, die Aufzeichnungen immer bei sich zu haben...

Als ich mir Notizen mache, klingelt auch schon wieder das Telefon. Meine Masseuse fragt auf Englisch, ob eine Massage jetzt für mich okay sei. Hat sie etwa während meiner Abwesenheit ihre Fremdsprachenkenntnisse aufgefrischt? Dankend lehne ich ab und gehe ins Bad. Der Duschstrahl ist stark und fördert die Durchblutung; ich dusche lange und genieße diese Art kostenloser Körpermassage ausgiebig. Beim Abtrocknen sehe ich, dass jemand ein Kärtchen unter der Zimmertür durchgesteckt hat. Es ist beidseitig bedruckt: Ein chinesisches und ein europäisches Bikinimädchen fordern in lasziver Pose: „Ruf mich an!“

KEINE SPUR VON WANG WEI

Ich schrecke aus dem Schlaf, starre vom Bett aus durch die blanke Scheibe auf die bizarre Hinterhofszene und überlege, was ich hier eigentlich verloren habe. Die roten Schriftzeichen strahlen so grell, dass ich die Vorhänge wieder zuziehe. Neben mir liegt noch mein Laptop, er rauscht leise und wirft sein diffuses Licht gegen die Decke. Der Jetlag macht mir zu schaffen, und ich muss wohl über der letzten Mail, die ich noch verschicken wollte, eingeknickt sein. Die Idee, noch einmal nach China zurückzukehren, wo ich zehn Monate gelebt und gearbeitet und das ich nach dem Fall der Berliner Mauer vorzeitig verlassen habe, stammt nicht von mir, sondern von meinem 31-jährigen Sohn. Jan war fünf, als wir am 26. September 1989 in Beijing ankamen. Seinen sechsten Geburtstag feierten wir vier Monate später mit Jiaozi und Zuckergusstorte in unserem kleinen Nanjinger Kabuff. Er hat nur wenige Erinnerungen an diese Zeit.

„Du warst so oft in Vietnam. Warum fliegst du nicht mal nach China?“ fragte mich Jan vor zwei Jahren.

Der Gedanke, noch einmal die Nanjing-Universität aufzusuchen, um zu sehen, wie sich China verändert hat, ließ mich seither nicht mehr los. Ich begann im Internet zu recherchieren und gab den Namen meiner Studentin Wang Wei ein. Ihr – und ihrer Freundin Shi Xingguo – hatte ich bis 1994 noch hin und wieder geschrieben. Die beiden waren nicht nur leidenschaftlich am Erlernen der deutschen Sprache interessiert, sondern auch kontaktfreudig und treu. Als meine Frau mit unserem Sohn im Frühjahr abgereist war, leisteten sie mir manchmal nach den Lehrveranstaltungen Gesellschaft. Ich erinnere mich, wie Wang Wei gegen halb neun am Abend klopfte. Gewiss kostete es sie große Überwindung, allein in die Wohnung ihres ausländischen Lehrers zu gehen, unter den strengen Blicken des Pförtners, der den Ausweis als Pfand behielt. Eigentlich hätte sie zusammen mit ihrer Freundin kommen wollen, sagte Wang Wei, als sie am Wohnzimmertisch Platz nahm, doch Xingguo müsse sich auf ein Seminarreferat vorbereiten und sei zum Selbststudium ins Klassenzimmer gegangen. Um diese Zeit? Man lerne täglich bis gegen halb elf in den Unterrichtsräumen oder in der Mensa, an den einzigen Orten, wo abends noch Licht brenne. Denn in den Massenunterkünften würde beizeiten der

Strom abgeschaltet, klärte Wang Wei mich auf. Die 17-Jährige hatte sich ihr langes Haar abschneiden lassen; burschikos und anmutig lächelnd saß sie kerzengerade auf der Stuhlkante. Wo ihre Familie lebe, wollte ich wissen. In Fuzhou, der Küstenhauptstadt der Provinz Fujian. Zwei Mal im Jahr fuhr sie nach Hause, neunundzwanzig Stunden mit der Bahn. Wie viele ihrer Kommilitonen hoffte auch Wang Wei, nach dem Studium im Ausland arbeiten zu können. Und wenn es ihr gelingen sollte, China zu verlassen, wolle sie ihre Eltern nachholen, erzählte sie. Das klang ganz anders als die ideologischen Durchhalteparolen aus dem Munde ihres Dozenten Zhao: „Wir glauben an die Partei.“ Woran glaubte damals ein junges Mädchen wie Wang Wei? An das Glück in der Fremde? Unvermittelt sagte sie: „Nach Japan gehe ich nicht. Ich hasse die Japaner.“

Aber wie sollte ich Wang Wei nach so langer Zeit finden? Der Name geistert tausendfach durchs Netz. Wenn es fast 1,4 Milliarden Chinesen gibt, überlegte ich, wie viele davon mögen wohl Wang Wei heißen? Schon in der Tang-Dynastie gab es einen berühmten Maler, Musiker, Staatsmann und Dichter Wang Wei, von dem 29 Werke in die Anthologie „Dreihundert Tang-Gedichte“ aufgenommen wurden. Es gibt bekannte IT-Spezialisten dieses Namens und einen sehr erfolgreichen Badmintonspieler, mehrere Generalmanager und Fotografen, ferner einen Computerspiele-Erfinder, einen Statistik-Professor und eine Pop-Pianistin. Und natürlich Akademiker, Ingenieure und Studenten wie Sand am Meer. Ich schaute unzählige Bilder durch, doch das Gesicht meiner Wang Wei war nicht dabei. Und was erscheint unter den Stichworten „Wang Wei & Nanjing“? Ein anerkanntes biophysikalisches Labor... Ich versuchte dasselbe Prozedere mit Shi Xingguo, auch ohne Erfolg.



Wang Wei 1990

Schließlich bat ich per E-Mail die Deutschabteilung der Nanjing-Universität um Hilfe; dort konnte man sich zwar an mich noch erinnern, hatte jedoch auch keinen Kontakt mehr zu Studenten des 1989er Jahrgangs.

Was tun? Irgendwo mussten noch die alten Luftpostbriefe sein. Ich fand nur die von Shi Xingguo und las in einem, dass sie 1993 von Nanjing an die Beijing-Universität gewechselt war. Vielleicht war sie ja noch dort. Also, allerletzter Versuch: „Shi Xingguo & Beijing“.

Treffer!

„De Gruyter eröffnet eine Verlagsdependance in Peking“, las ich und sah sofort das Porträt, das meine ehemalige Studentin zeigte. Mein Gott, 23 Jahre später, und sie hatte sich kaum verändert! „Das im Herzen Pekings angesiedelte Büro wird von der international verlags-erfahrenen Shi Xingguo geleitet“, hieß es weiter. „Shi hat einen Hochschulabschluss in Deutscher Literatur und kann damit die Brücke zum deutschen Markt schlagen.“



Seminargruppen-Foto 1990 mit Wang Wei (2. v.r.) und Shi Xingguo (4. v.r.)

Ich war stolz auf sie und auch ein bisschen stolz auf mich, da ich Shi Xingguo zwei Semester lang unterrichtet hatte, und war nun fest gewillt, die Brücke zurück nach China zu schlagen. Also schrieb ich eine E-Mail an das Beijinger De Gruyter-Büro und hängte das eingescannte Foto von der Seminargruppe an: „Liebe Shi Xingguo, sind Sie es oder sind Sie es nicht? Wenn Sie die Richtige sind, dann war ich 1989/90 in Nanjing Ihr Lehrer...“

Die Antwort kam prompt: „Ja, ich bin es! Was für eine Überraschung, nach 23 Jahren wieder von Ihnen zu hören!! Beim Lesen kann ich kaum atmen... Ich habe das gleiche Foto in meinem Album. Ihre Briefe und Ihren Zeitungsartikel über das chinesische Neujahr habe ich auch noch. Unseren ersten deutschen Lehrer aus Jena habe ich nie vergessen. Danke, dass Sie mich wieder gefunden haben!“

Shi Xingguo erklärte sich auch sofort bereit, mich von Beijing nach Nanjing zu begleiten, und so planten wir die Reise für Herbst 2014.

Hat man erst eine Studentin gefunden, hat man bald die ganze Seminargruppe, glaubte ich. Doch das erwies sich als Irrtum. Durch den Wechsel an die Beijing-Universität hätte sie keine Verbindung mehr zu ihren Nanjinger Kommilitonen, schrieb mir Shi Xingguo. Zwar habe sie Wang Wei nach ihrem Studium ein paar Mal in der Hauptstadt getroffen, wo sie als Reiseführerin arbeitete, dann aber den Kontakt zu ihr verloren. Wo die Freundin jetzt sei, könne sie mir leider auch nicht sagen. Aber heute gibt's doch das Internet, schrieb ich zurück. Mit seiner Hilfe müsse es doch möglich sein, die anderen, wenn sie noch in China sind, aufzuspüren. Sie wolle es versuchen, versprach Shi Xingguo.

Ich beantragte mein Visum, sie buchte die Hotels. Drei Wochen vor dem Abflug stürzte ich mit dem Rad und brach mir ein Bein. Notgedrungen mussten wir die Reise stornieren. Nach OP, Reha und Genesung nun der zweite Anlauf.

Ich bin gespannt auf Shi Xingguo. Leider werde ich sie erst morgen Abend treffen, wenn sie von ihrer Dienstreise aus Deutschland zurückgekommen ist.